

Der Fund

von Stefan Schöner

Ich sitze in den österreichischen Alpen inmitten eines Geröllfeldes auf mehr als 3000 Metern Höhe auf einem großen Felsblock und mache Brotzeit.

Meine Frau und ich haben nämlich heute Morgen beschlossen, eine längere, ganztägige Bergwanderung zu unternehmen, eine Wanderung, die uns weit abseits der Touristenströme auf einen wenig begangenen Weg führte. Und jetzt, am Mittag, haben wir uns etliche Meter neben diesem einsamen Pfad einen schönen und noch einsameren Platz für eine Rast gesucht.

Oberhalb des leicht ansteigenden Geröllfeldes, vielleicht dreißig oder vierzig Meter entfernt, ragt eine große Steilwand in den Himmel, an deren Fuß eine Bronze-Plakette in der Sonne glitzert. Meine Frau, neugierig wie immer, musste natürlich dort hinauf klettern, um die Plakette zu lesen.

„An dieser Wand ist Ende November vor mehr als zwei Jahren ein Geschäftsflugzeug zerschellt!“, ruft sie mir zu. „Die Tafel erinnert an die sieben Insassen, die hier gestorben sind.“

Ich zucke, zugegebenermaßen ziemlich gleichgültig, die Schultern.

Flugzeuge stürzen schließlich überall und immer mal wieder ab, und insofern berührt mich das hier und jetzt nicht sonderlich. Mein Hunger berührt mich im Augenblick mehr, und ich beiße herzhaft in mein Wurstbrot.

„Du, die liegen hier sogar alle noch rum!“, lässt mich meine Frau auf dem Rückweg wissen.

Wieder zucke ich die Schultern.

„Was für ein schlechter Witz“, denke ich allerdings dabei, „ein klein wenig Pietät wäre wohl angemessen.“

„Doch, doch, ehrlich!“, beharrt meine Frau, mittlerweile wieder bei meinem Sitz-Felsen angekommen, und versucht vergeblich, ein Grinsen zu unterdrücken. „Da, schau!“

Sie hält mir einen gelblich-braunen Stein hin. Ich lege mein halb gegessenes Brot auf die Brotzeitdose und greife danach.

Ein Stein?

Ich drehe das Objekt in den Händen.

Nein, das ist kein Stein.

Das ist ein Knochen.

Ein flacher, runder, an den Bruchrändern gebogener Knochen.

An seiner Innenseite sind Strukturen erkennbar, und ich sehe deutlich an der Außenseite den Verlauf von Knochennähten.

Plötzlich will mir mein Wurstbrot nicht mehr schmecken.

„Oh, komm schon“, sagt meine Frau, die meinen Gesichtsausdruck durchaus richtig deutet, mit vorwurfsvoller Stimme, „lass dir doch den Appetit nicht von einem Tierknochen verderben!“

„Das ist kein Tierknochen“, antworte ich bedrückt, „das hier war mal die Schädeldecke eines Menschen.“

Meine Frau wird blass.

„Erzähl keinen Unfug!“, meint sie schwach, und ich schüttle den Kopf.

„Kein Unfug. Siehst du die Suturae hier? Das sind ganz klar die Überreste eines Menschen.“

Ich blicke über das Geröllfeld, und als ob ein Schalter umgelegt worden wäre, sehe ich plötzlich die Hinweise.

Die Spuren einer fast drei Jahre zurückliegenden Flugzeugkatastrophe.

Schwach, aber deutlich.

Jetzt, wo man weiß, worauf man achten muss, frage ich mich, wieso wir das alles bisher übersehen konnten.

Was da vor uns liegt, ist nämlich nicht nur ein Geröllfeld.

Es ist ein Trümmerfeld.

Ich streife ohne besonderen Plan, zufällig, ziellos, über das Gelände.

Ich finde kleinere Wrackteile der abgestürzten Maschine, die man wohl zu bergen vergessen hat. Einige sind nicht identifizierbar. Wozu einst dieses wirre Knäuel von dünnen, blauen Röhren diente, bleibt mir rätselhaft. Einige dieser Überreste kann man aber gut erkennen, wie ein schmales, in mittlerweile verbliche-

nem Rot lackiertes Metallstück, das sich in meiner Hand als die Spitze eines Propellerblatts entpuppt.

Ich finde Textilfetzen, Gepäckteile und persönliche Habseligkeiten der Passagiere. Die meisten sind schwer beschädigt, so wie ein Notizbuch, von dem nur noch der stabile Ledereinband erhalten ist. Manche aber präsentieren sich völlig unversehrt, wie eine Tabakpfeife, die selbst nach mehr als zwei Jahren in Wind und Wetter des Hochgebirges noch neu und teuer aussieht.

Und ich finde Knochen. Immer wieder. Überall. Teilweise offen im Gelände liegend, teilweise halb im Geröll versteckt. Die meisten kann ich nicht sicher zuordnen, und möglicherweise sind tatsächlich Tierknochen darunter.

Aber viele sind menschlich.

Definitiv menschlich.

Ein kompletter, skelettierter Unterarm zum Beispiel, an dem noch ein Teil der Mittelhandknochen hängt, oder auch ein Stück einer Wirbelsäule, vier, fünf Wirbel, alle noch ordentlich mit ihren Bandscheiben verbunden, sie alle lassen keinerlei Raum für Zweifel.

„Entsetzlich!“, flüstert meine Frau und schlägt erschüttert die Hand vor den Mund. „Wieso hat man das alles hier oben liegen lassen?“

„Vermutlich hat man es einfach übersehen“, mutmaße ich, „immerhin herrschte zum Unglückszeitpunkt im November auf

dieser Höhe schon tiefer Winter, und wahrscheinlich konnte man im Schnee einfach nicht mehr alles finden.“

Wir tragen vorsichtig alle menschlichen Überreste, die wir sehen, an einer windgeschützten Stelle am Fuß der Steilwand zusammen, unweit der Gedenkplakette, wo sie die Bergwacht, die wir später unten im Tal informieren werden, leicht finden und bergen kann. Dann schultern unsere Rucksäcke für den Abstieg.

„Wie wenig ein Mensch doch manchmal hinterlässt“, sage ich traurig zu meiner Frau, als wir wieder auf dem Weg zurück ins Tal sind.

Sie nickt ernst.

„Und welche Zufälle manchmal notwendig sind, um das wenige zu finden.“

ENDE